

Der Verdacht

Ich werde verdächtigt, stand in dem Brief, und ich möge so freundlich sein, mich am Montag um 11 Uhr früh auf der örtlichen Polizeiwache einzufinden. Der Brief kam mit der Morgenpost, zusammen mit einem Schreiben meines neuen Vermieters, wann ich denn gedenken würde meine nächste Miete zu bezahlen. Außerdem ein paar Werbesendungen, die mich auf all meinen Umzügen treulich begleitet hatten. Das amtlich aussehende Schreiben war also bei weitem die interessanteste Postsendung heute und ich nahm noch einen Schluck Kaffee, während ich begann, die Situation zu analysieren. Ich drehte das Papier in den Händen hin und her. Die Rückseite war leer. Mehr Informationen enthielt der Brief nicht. Und auch wenn das Wort „verdächtig“ ein wenig beunruhigend klang, entbehrte er in meinen Augen einer ernstzunehmenden Grundlage. Im Gegensatz dazu stand allerdings die Unterschrift unter dem Dokument: der Name Dominik Moser war mir nicht bekannt, vermutlich irgendein Sekretär, aber er schrieb i.A. Bundesamt für Polizei fedpol. Die fedpol?, schoss es mir durch den Kopf, Was hat denn die fedpol damit zu tun? Und was habe ich damit zu tun?, war mein zweiter Gedanke. Eine Verwechslung? Möglich, aber eher unwahrscheinlich. Ich konnte mich beim besten Willen an nichts Rechtswidriges erinnern, dass ich in der letzten Woche getan hatte. Auch nicht im letzten Monat. Gut, da war dieser Blitzer gewesen, gewohnt hinterhältig aufgestellt, aber die Rechnung hatte ich längst bezahlt. Und das würde die fedpol wohl kaum interessieren. Was dann? Ich las den Brief noch einmal, kam jedoch zu keiner neuen Erkenntnis. Mein Blick wanderte vom Kaffee zum Smartphone, aber ein Anruf war vermutlich zwecklos. Wenn man mir den Gegenstand des Verdachts aus wie auch immer gearteten Gründen schon nicht im Brief mitteilen wollte, dann erst recht nicht telefonisch. Ich konnte zur Polizeistation fahren, nur zwei Querstraßen entfernt, aber es war zehn Uhr früh, ich selbst noch im Bademantel und sowieso gab es schönere Art und Weisen einen Samstag zu verbringen, als stundenlang auf der Polizeiwache zu warten und dann doch getröstet zu werden. Ich trank den Kaffee aus, warf die Post in den Müll und riss das nächste Blatt von meinem Zitatekalender.

Frühe und vorsorgliche Furcht ist die Mutter der Sicherheit.
- Edmund Burke -

Dann rief ich Paul an und stellte mich unter die heiße Dusche.

Paul öffnete die Tür, nachdem ich fast fünf Minuten energisch geklopft hatte – die Klingel war natürlich kaputt – , schlug mir zur Begrüßung auf die Schulter und schlurfte dann zurück in seine Höhle um Bier zu holen. Tatsächlich war Höhle der treffendste Ausdruck, den man seiner Zweizimmerwohnung geben konnte, die vollgestopft war mit allem möglichen Plunder und meist genauso muffig roch, wie es der Name vermuten ließ. Paul war dabei der Höhlenbewohner, mit mehr als schulterlangen angegrauten Haaren und nur zu überaus feierlichen Anlässen in etwas anderes als eine alte Jeans gekleidet. Sein Wohnzimmer bestand aus einer Küchenzeile, einem alten Röhrenfernseher - „Die haben etwas Beruhigendes“, fand Paul -, einem leeren Vogelkäfig, einem ganzen Haufen zerschlissener Sofas und einer Menge Gerümpel, das andere Leute entweder auf den Sperrmüll brachten oder in den Keller sperrten, darunter eine alte Stehlampe, für deren Fassung keine Glühbirnen mehr hergestellt wurden und auf der sich jetzt dreckiges Geschirr stapelte, ein Ölschinken mit einem Gebirgssee und eine kleine blaue Plastikbadewanne, wie man sie sonst für Babys verwendete und die jetzt mit verschiedenen Hüten gefüllt war. Paul war seit seiner Jugend Stammwähler der Alternativen Liste und half ab und zu im Jugendzentrum aus, wo er den Kids erklärte, dass Schule wichtig war, wenn sie nicht für den Rest ihres Lebens verarscht werden wollten und Drogen böse waren und Schaden anrichteten, aber längst nicht so viel wie die Regierung. Außerdem ging er heimlich mit ihnen spraysen. „Du bist ein Klischee, Paul“, hatte ich ihm einmal grinsend erklärt. „Zum Glück“, sagte Paul, „Dann nimmt mich wenigstens niemand ernst.“ Jetzt bückte er sich, zog zwei Bier aus seinem Mini-Kühlschrank und drückte mir eins in die Hand, bevor er sich in die Hängematte warf. Ich selbst hatte mich auf das verknautschte blaue Sofa gelegt, dass mir schon immer lieber war als die anderen und inzwischen war es mir fast so sympathisch wie Paul. Auf diese Weise hatten wir schon viele Stunden verbracht und über Gott und die Welt

philosophiert. Manchmal auch einfach geschwiegen. Mit Paul war das am schönsten, weil er seine eigene Meinung nicht so ernst nahm und manchmal auch eine Meinung vertrat, die gar nicht seine eigene war. Das waren dann die besten Diskussionen. Manchmal erzählte er auch über etwas, das er im Jugendzentrum aufgeschnappt hatte und über das wir dann beide den Kopf schüttelten. Anschließend erzählte ich ihm eine Geschichte aus der Bank, über die Paul dann lachen musste. Wir waren ein gutes Team, Paul und ich, vielleicht gerade, weil wir so verschieden waren. Ob es etwas Neues gibt?, fragte er und ich schüttelte den Kopf. „Doch“, sagte ich nach einer kurzen Pause und erzählte von dem Brief. „Verdächtig?“, kicherte Paul, „Na, die sind lustig. Sind wir das nicht alle?“ Ich zuckte mit den Schultern. Vermutlich schon. Insgeheim war ich ein wenig erleichtert, dass auch er den Brief nicht so ganz ernst nahm. Dann erzählte ich ihm, dass Marion angerufen hatte und wir uns morgen für den Irish Pub verabredet hatten. Paul schaut mich verschwörerisch an: „Kommt Sabine auch?“ Sabine, für die ich mich vielleicht, vielleicht auch nicht interessierte und die sich vielleicht, vielleicht auch nicht für mich interessierte. Ich nickte. Dann holte Paul noch mehr Bier, knipste ein paar der Lampen an, die noch funktionierten und wir redeten, während außen an der Fensterscheibe der graue, züricher Himmel herunterlief.

Sabine zwinkerte mir zu, als sie einen tiefen Schluck aus ihrem Cocktail-Glas nahm. René, der neben ihr saß, hatte vertraulich den Arm um sie gelegt und ihr etwas zugeflüstert, während er den Blick nicht von mir abwandte. Sie hatte gelacht und jetzt zwirbelte sie den Strohhalm zwischen ihren Fingern und zwinkerte mir zu. Wir trafen uns regelmäßig in unserem Pub, meistens am Wochenende, manchmal auch in der Woche und natürlich hatte jeder mitbekommen, dass da vielleicht, vielleicht auch nicht etwas war, zwischen Sabine und mir, erzählt hatte ich es aber nur Paul. Der gehörte allerdings nicht zu unserer Gruppe. Ich hatte ihn ein paar mal mitgenommen, aber er schien sich nicht ganz so wohl zu fühlen. „Nee“, brummte er irgendwann, „Also du bist ja okay, aber zu viele von dir sind nichts für mich.“ Banker war Banker. Ich trank ein paar Bier, irgendwann trank ich mit Markus um die Wette, dann spendierte ich Sabine ein Murphy's, das nach Cappuccino schmeckte, wie sie fand. Ich erzählte ihnen, dass ich morgen später zur Arbeit kommen würde, weil ich erst zur Polizei müsste. „Etwas Ernstes?“, fragte René, ich schüttelte den Kopf. „Worum geht's denn?“, wollte Marion wissen, ich zuckte mit den Schultern, dann prostete mir Markus herausfordernd zu. Es war schon spät, als ich mich auf den Heimweg machte.

Um viertel nach 11 Uhr früh saß ich auf einem Plastikstuhl in der Eingangshalle vom Polizeirevier und wartete. Ab und zu warf ich einen Blick auf meine Armbanduhr, dann einen zum Schalter, in der Hoffnung, man würde endlich bemerken, dass ich ungeduldig war und sich entsprechend beeilen. Allerdings ignorierte die Beamtin meine Aufmerksamkeitsversuche mit stoischer Beharrlichkeit. Schicksalsergeben spielte ich Angry Birds auf meinem Smartphone, bis mich ein dünnes Räuspern aufschreckte. Vor mir stand ein kleines Männlein mit schütterem Haar und einer dicken runden Brille, die seine Augen auf Tennisballgröße anwachsen ließ. Er schüttelte mir die Hand, verriet mir, dass ich auf den dritten Pfeiler von unten zielen sollte und führte mich in ein kleines Büro, wo er mir gegenüber hinter einem weiß lackierten Schreibtisch Platz nahm. Er schenkte mir ein dünnes Lächeln, schob seine dicke Brille zurecht, von der Knollennase hoch in die buschigen, drahtigen Augenbrauen und schlug die Mappe auf, die vor ihm lag. Seine riesigen Augen irrlichterten kurz über den Text, dann sah er wieder auf und schob mir ein Glas zu, das auf dem Schreibtisch stand. „Keks?“, fragte er. „Nein, danke“, lehnte ich höflich ab. „Sind ohne Erdnüsse.“, versicherte er und sah mich erwartungsvoll an. Ich nahm mir einen Keks und wollte schon abbeißen als ich eine Erdnuss entdeckte und ihn wieder zurück legte. Allergie war Allergie. Der Beamte lächelte. Ich starrte ihm unverwandt in die Tennisballaugen. Dann probierte ich es wieder mit dem Blick auf die Uhr, aber anscheinend war er ebenso wie seine Kollegin auf beneidenswerte Weise gegen jegliche Form von Ungeduld immun. Jedenfalls schwieg und lächelte er immer noch. „Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“, schnauzte ich etwas ungehalten. „Wir?“, fragte er, „Wir wollen gar nichts von Ihnen.“ Als sei damit alles gesagt, nahm er sich einen Keks. Ich seufzte. „Warum bin ich dann hier?“ Er sah erstaunt auf: „Dieses Treffen findet rein in Ihrem Interesse statt.“ „Ich kann mich nicht

erinnern, ein solches Interesse bekundet zu haben.“, informierte ich ihn frostig. Er beugte sich über den Tisch und raunte in väterlich vertrauensvollem Tonfall: „Wollen Sie mir nicht etwas sagen?“ Jetzt wurde ich sauer. „Nein?! Aber vielleicht wollen Sie mir etwas sagen?“ In Anbetracht von so viel Renitenz schüttelte er traurig den Kopf und blies ein paar Kekskrümel über den Tisch. Ich atmete tief ein und ließ die Luft langsam wieder entströmen. „Warum werde ich verdächtigt?“, fragte ich ruhig mit Betonung auf jeder Silbe. „Aber, aber!“, rief er aus und schwenkte spielerisch den Zeigefinger, „Ich kann Ihnen leider keinen Einblick in laufende Ermittlungen gewähren.“ „Aber welchen Verbrechens werde ich denn verdächtigt?“ „Auch das kann ich Ihnen nicht sagen.“ „Ich habe doch wohl ein Recht das zu erfahren!“ „Tut mir leid.“ „Was steht da in Ihrer Mappe?“ „Keks?“ Mein Ein- und Ausatmen war jetzt eher ein Schnaufen. „Jetzt entspannen Sie sich doch“, lächelte er, „Oder *keep cool, when earth comes down on you, be yourself and let them watch, yeah yeah*, wenn Ihnen das lieber ist“, fügte er emotionslos hinzu. Ich starrte ihn entgeistert an. Vor über zehn Jahren hatten Paul und ich – ein bisschen angetrunken zugegebenermaßen – die geniale Idee, eine Band zu gründen. Über ein paar Kneipenauftritte waren wir nie hinaus gekommen, aber das war unverkennbar eine Zeile aus *Laugh*, einem unserer ersten Songs. Ich starrte ihn entgeistert an. „Woher...?“ „Sie sind verdächtig“ „Beobachten Sie mich?“ „Das ist geheim.“ „Ich habe doch überhaupt nichts getan!“ „Dann haben Sie auch nichts zu befürchten.“ „Und woher weiß ich, dass Sie nicht in meiner Unterhosenschublade wühlen, wenn ich nicht da bin?“ „Auch wir werden beim Beobachten kontrolliert.“ „Und wie?“ „Das ist geheim.“ „Ich werde jetzt gehen.“, sagte ich entschlossen, stand auf und zögerte kurz, ob er mir widersprechen würde. Als er das nicht tat, schritt ich aus dem Büro und knallte die Tür ein wenig fester hinter mir zu, als nötig gewesen wäre.

Auf der Arbeit war ich fahrig und unkonzentriert und reagierte zunehmend gereizt, sobald mich jemand ansprach. Als René vorbeischaute und wissen wollte, wie es bei der Polizei war, winkte ich nur genervt ab und antwortete eine Spur zu laut: „Es war nix!“, bevor ich einen Stapel Papier besonders heftig mit dem Tacker malträtierte. Anscheinend sprach sich das herum, denn nach ihm fragte niemand mehr nach meinem Besuch auf dem Revier. Ich las einen Antrag auf Kredit quer und zeichnete ihn gegen. Als ich einmal flüchtig aufschaute, meinte ich eine graue Gestalt im Gang zu sehen, die mich beobachtete, aber beim zweiten Blinzeln war sie auch schon verschwunden und ich schob sie ins Reich meiner Einbildung. Trotzdem, als Marion fragte, ob ich die Mittagspause wie gewohnt im Curry-Eck verbringen wollte, was eigentlich nicht erlaubt oder zumindest nicht gern gesehen war, zögerte ich kurz, sah mich unwillkürlich nach der Gestalt um und schüttelte dann den Kopf. „Nee“, sagte ich ausweichend, „Ich hab grad nicht so viel Hunger.“ Sie sah mich ungläubig an. „Naja“, meinte sie, bevor sie wieder ging, „Vielleicht wirst du ja krank.“ Ich nickte.

Zuhause warf ich die Schlüssel in den Kasten, zerrte mir die Schuhe von den Füßen und sank erschöpft hinter den Küchentisch. Jetzt eine heiße Dusche! Aber vorher klingelte mein Smartphone. Paul. „Und? Wie wars?“, wollte er wissen und ich musste nicht fragen um zu wissen, was er meinte. Ich zuckte mit den Schultern und brummte „Hm“, als mir einfiel, dass er das ja nicht sehen konnte. „Aha...?“, fragte er zweifelnd. „Ach, ich weiß immer noch nicht so genau, was die eigentlich wollen. Die haben mir da so einen seltsamen Typen vorgesetzt...“ Abrupt hielt ich inne und betrachtete

misstrauisch mein Smartphone. Was wenn...? „Paul, lass uns wann anders darüber reden, okay?“, sagte ich, „Morgen abend bei dir?“ „Okay“, sagte er nur und wollte schon auflegen, da fiel mir noch etwas ein. „Aber der Typ“, sagte ich triumphierend, „Der Typ hat eine unglaublich hässliche Brille! Wirklich, ich hab noch nie so eine hässliche Brille gesehen! So verdammt hässlich!“ Das letzte Wort brüllte ich in den Hörer. „Okay“, sagte Paul nach kurzem Zögern und legte auf. Mit einem halb befriedigten Rachegefühl startete ich auf das Display. Hoffentlich hatte der Polizeibeamte mitgehört. Ich überprüfte noch schnell die Termine für morgen, aktualisierte meinen Abreißkalender und sprang unter die ersehnte Dusche, bevor ich endlich ins Bett fiel.

Mancher wähnt sich frei, und siehet nicht die Bande, die ihn schnüren.
- Friedrich Rückert -

War ich die letzten Tage schon unkonzentriert gewesen, so war es heute besonders schlimm. Ich tippte ein paar Zeilen für einen Brief, in dem ich einem Kunden erklärte, dass wir ihm leider keinen Kredit gewähren konnten. Dann löschte ich sie wieder. Armes Schwein. Er hatte sich vor kurzem von seiner Frau getrennt und drohte nun eine ausgeprägte Alkoholsucht zu entwickeln. Nicht gerade die Idealvorstellung von kreditwürdig. Ich schrieb einen weiteren Satz, stellte fest, dass ich überproportional oft das Wort „leider“ verwendet hatte und entfernte ihn wieder. Als ich einsah, dass ich so nicht weiterkommen würde, öffnete ich meine Musiksammlung auf meinem privaten Laptop, an dem ich lieber arbeitete als an den unpersönlichen Firmenrechnern. Gleichgültig durchstöberte ich ein paar Titel und automatisch spielten sich Ausschnitte von den jeweiligen Songs in meinem Kopf ab, aber auf keinen hatte ich so wirklich Lust. Ich musste wieder an den Beamten denken, wie gefühllos er die Zeile aus *Laugh* zitiert hatte. Jetzt schwebte er vor mir und zitierte ebenso sachlich Strophen aus all den Liedern, die ich mir ansah. Und während sich sein Mund unablässig und tonlos bewegte, leuchteten seine großen Augen wie Scheinwerfer in meinen Kopf hinein, schienen den letzten Winkel meiner Gehirnwindungen ausleuchten zu wollen und ich musste heftig den Kopf schütteln um ihn wieder raus zu werfen. Ich schloss meine Augen und atmete tief durch. Dann tat ich das, was alle lustlosen Menschen taten: ich öffnete meinen Internet-Browser. Mit freundlichen, bunten Buchstaben ermunterte Google mich, den Begriff meiner Wahl zu suchen. Welcher das war, wusste ich noch nicht. Vorsichtshalber öffnete ich ein privates Fenster. Vor Jahren hatte ich einmal den Fehler gemacht, meine Chronik über den Verlauf meiner bisherigen Internetbesuche zu durchstöbern, weil ich eine bestimmte Seite gesucht hatte, die mir partout nicht mehr einfallen wollte. Das Bild, das sich dabei von mir ergab, trieb mir heute noch die Schamesröte ins Gesicht. Seitdem benutzte ich immer häufiger den privaten Modus, bei dem die besuchten Seiten nicht gespeichert wurden. Ich wollte mir selbst nie wieder so tief in die Seele blicken wie in dem Moment, in dem ich meine Chronik durchwühlte hatte. Mir war vorher gar nicht bewusst gewesen, wie vernarrt ich anscheinend in kleine Katzenbabys war. Nein, für mein Selbstbild war es eindeutig vorteilhaft, wenn nicht alles in der Chronik landete. Woanders würde mein Internetverlauf natürlich trotzdem gespeichert werden. Ich zögerte. Konnte mir doch egal sein. Unsicher schwebten meine Finger über die Tastatur. Ach, das war doch lächerlich. Trotzig befahl ich Google nach Katzenbabys zu suchen und schloss das Browser-Fenster, bevor ich eins der Videos anklicken konnte. Ich beschloss, heute früher nach Hause zu gehen. „Ich glaub, ich werde wirklich krank“, sagte ich Marion, der ich im Gang begegnete und die mir einen mitleidigen Blick zuwarf.

Auf dem Heimweg kam mir die fixe Idee, den ganzen Abend auf der Couch vor dem Fernseher zu verbringen, mit höchstens einer Tüte Chips zur Gesellschaft. Oder auch zwei. Ich hielt also beim Discounter bei mir um die Ecke und legte vorsichtshalber zwei Tüten in den Korb. Dann stand ich etwas ratlos im Gang. Ich sah mich schon an der Kasse stehen, mit meinen Chips, mir gegenüber die Kassiererin. Sagen würde sie nichts, aber denken. Ob ich wirklich vorhabe, die alle allein zu essen? Ob ich denn gar nicht auf meine Ernährung achten würde? Mir brach der kalte Schweiß aus, als ich daran dachte, dass auch beim letzten Einkauf nicht viel Gesundes dabei war. Oder? Vielleicht sollte ich einfach noch einen Träger Bier dazu kaufen, damit es aussah, als würde ich nicht für mich

sondern für einen gemütlichen Abend mit Freunden einkaufen. Oder alibimäßig etwas Gesundes dazu? Aber wieso sollte sich die Verkäuferin bitte daran erinnern, was ich die letzten Male gekauft hatte? Schließlich bediente sie Hunderte von Kunden am Tag. Ich sah, wie ich an der Kasse stand, und sie mich mit ihren nachdenklichen, verächtlichen, allwissenden Augen durchleuchtete, die fast so groß waren wie Tennisbälle und wie sie ihre Brille hoch schob und einen weiteren, nicht sehr vorbildlichen Einkauf auf ihrer inneren Strichliste vermerkte und mich überfiel der Drang mich zu rechtfertigen. Ich kniff mir selbst in den Handrücken. Allmählich wurde ich paranoid. Ich ärgerte mich über mich selbst und ging mit entschlossenen Schritten Richtung Kasse. Das hier war ein freies Land, ich konnte immer noch tun und lassen was ich wollte. Unterwegs legte ich hastig eine Tüte Apfelsinen zu den Chips.

Ich lag auf dem Sofa, den Bauch voll Chips und den Kopf voll mit unruhig zuckenden, grellen Fernsehbildern. Mein Phone klingelte, Paul. Ich hatte keine Lust zu telefonieren. Ich wollte allein sein. Irgendwann hörte es auf zu klingeln. Ich blieb viel zu lange wach, konnte nicht schlafen und hatte auch keine Lust zu schlafen. Erst gegen drei Uhr morgens löste ich mich aus meiner Fernsehstarre, riss das alte Blatt vom Kalender und drückte mich todmüde ins Bett.

Freiheit kann man einem zwar lassen, aber nicht geben.

- Johann Christoph Friedrich von Schiller -

Mitten in der Nacht fuhr ich aus dem Schlaf hoch, mein Herz raste, meine Augen waren weit aufgerissen. Geblieben war nur das Gefühl der Schuld und ein paar Bildfetzen. Ich auf einem Stuhl, vor mir ein stummer, allwissender Richter, der schwieg und mich strafend ansah, mit Tennisballaugen, mit dem Gesicht meines Chefs, in einer billigen Discount-Uniform bis ich die Nerven verlor und unzusammenhängende Geständnisse brüllte. Ich saß inmitten meiner zerwühlten Bettdecke und hatte das zwingende Gefühl mich rechtfertigen zu wollen, zu müssen, bei allen, für alles, ohne zu wissen für was genau und ohne zu wissen, wie ich jemals wieder aus der Angeklagtenposition heraus kommen sollte. Ich bin nur unter Verdacht, sagte ich mir, nicht angeklagt. Nur unter Verdacht. Und ich bin niemandem Rechenschaft schuldig, niemandem. Ich wiederholte den Satz, bis ich mich unruhig zurück in den Schlaf gewälzt hatte.

Ich kam zu spät zur Arbeit, mit dicken Augenringen und hoffnungslos übermüdet. Bei meinem vierten Besuch am Kaffeeautomaten traf ich Markus. Erst sah er mich nur stumm an und ein bisschen abwartend an. Sofort wurde ich gereizt. Wofür sollte ich mich denn jetzt schon wieder rechtfertigen? „Hey, ist alles in Ordnung?“, fragte er dann vorsichtig. „Klar“, gab ich ein bisschen ruppig zurück. „Alles bestens. Bei dir?“ Er wirkte nicht überzeugt: „Klar, man, alles gut. Ich wollte dich eigentlich nur fragen, ob du morgen mit dabei bist, wie immer im Pub?“ Ich klammerte mich an meinem Kaffee fest und winkte müde ab: „Nee, lass mal. Ich glaub, ich will mich einfach mal ein bisschen ausruhen.“, ergänzte ich, als er mich forschend musterte. „Okay“, sagte er zögernd und klopfte mir behutsam freundschaftlich auf die Schulter, „aber komm bald wieder auf die Beine, man.“ Er warf mir noch einen Blick zu und ging dann langsam zurück in sein Büro. Während ich ihm gedankenverloren folgte, sah ich mich eine graue Gestalt aus einer halb geöffneten Tür heraus beobachten. Als ich hinsah, zog sie die Tür zu und verschwand.

Es klopfte und als sich die Tür einen Spalt öffnete, schlüpfte Sabine ins Zimmer. Überrascht klappte ich meinen Laptop zu und sah sie erwartungsvoll an. Ein wenig enttäuscht stellte ich fest, dass auch in ihrem Gesicht dieser vorsichtige Ausdruck lag, als würde mit mir verdammt nochmal irgendetwas nicht stimmen. Sie setzte sich in ihrem umwerfenden Kostüm auf meine Schreibtischkante und stellte den sechsten Becher dampfenden Kaffees vor mir ab. „Konntest nicht schlafen, hm?“, fragte sie dann und hielt mich mit ihrem festen Blick gefangen. „Hm“, brummte ich, „Hab komisch

geträumt, das ist alles.“ Ich grinste lässig, oder versuchte es zumindest. Sie grinste zurück: „Doch hoffentlich nicht von mir oder?“ Dann wurde sie wieder ernst. „Hat das was mit deinem Besuch bei der Polizei zu tun?“, fragte sie zögernd. Ich zuckte mit den Schultern. „Ach was, hab ich doch schon gesagt, da war nichts. Nein, ich ... ich träume immer wieder von so einem allwissenden Gott oder so, vor dem ich mich wegen irgendetwas rechtfertigen muss. Keine Ahnung was das soll.“ Das leichte Zittern in meiner Stimme ließ mich nicht ganz so cool wirken, wie beabsichtigt. „Hast du wegen irgendetwas ein schlechtes Gewissen?“, bohrte Sabine nach. „Ja, vielleicht ist es auch kein Gott, sondern mein Gewissen, nenn es wie du willst. Und nein, hab ich nicht. Oder glaubst du, ich hätte irgendwelche dunklen Geheimnisse vor dir?“ Ich zwinkerte ihr zu. Sie ging auf meinen spielerischen Ton ein: „Du wirst doch nicht etwa religiös, oder?“, lachte sie, „Dann solltest du nämlich dringend mal zur Beichte gehen, vielleicht hilft dir das.“ Mit einem Lächeln sprang sie von meinem Schreibtisch. Kurz vor der Tür drehte sie sich noch einmal um: „Ich finde es übrigens schade, dass du morgen nicht dabei bist.“, sagte sie, dann war sie verschwunden.

Abends rief Paul wieder an. Diesmal nahm ich ab. Er klang ziemlich erleichtert, als ich mich meldete, anscheinend hatte er sich ein wenig Sorgen gemacht. Ich erzählte ihm von Sabine und konnte sehen, wie er in den Hörer grinste. Ich musste auch grinsen. „Aber mal im Ernst“, sagte er, „Pass auf dich auf, okay?“ Ich war mir nicht sicher, ob er das jetzt im Bezug auf Sabine oder meine Träume meinte und wollte es eigentlich auch gar nicht wissen. Dann wechselte er unvermittelt das Thema: „Was ich dich gestern schon fragen wollte, als du übrigens nicht ran gegangen bist: kommst du am Sonntag mit auf die Demo? Wegen des PRISM-Skandals. Wir können echt noch ein paar Leute brauchen...“ Ich schwieg. Normalerweise ging ich gern mit Paul auf Demos. Er kannte immer ein paar ungewöhnliche Leute aus der Szene, die das Ganze zu einem einmaligen Erlebnis machten. Und gegen PRISM zu protestieren konnte auch nicht schaden. Trotzdem zögerte ich. „Ich glaub, das ist keine so gute Idee“, sagte ich dann. „Wieso nicht?“, fragte er überrascht. „Ich hab nächsten Monat einen wichtigen Geschäftstermin in den USA“, erklärte ich ihm, „Nachher steh ich dann da am Flughafen und darf nicht einreisen. Das kann ich nicht bringen.“ „War das jetzt ein Scherz?“, fragte er verblüfft. „Nee, ich will einfach nur keinen unnötigen Ärger riskieren.“ „Meinst du wirklich, die interessiert das?“ „Woher soll ich das wissen?“, fragte ich gereizt, „Ich wills halt einfach nicht riskieren, okay?“ Ich konnte die Enttäuschung und den Vorwurf in seinem Schweigen förmlich hören. „Okay“, sagte er dann nur und legte auf. Erschöpft legte ich das Phone weg und ließ den Blick gedankenlos umherschweifen. Das Zitat auf meinem Kalender schien mich auszulachen:

Der Güte Gottes verdanken wir in unserem Lande drei kostbare Dinge: die Freiheit des Gewissens, die Freiheit der Rede und die Klugheit, keine davon in Anspruch zu nehmen.

- Mark Twain -

Ich beschloss, das blöde Ding demnächst zu entsorgen.

Ich saß am Küchentisch, eingewickelt in meine Sofadecke und schrieb an meinem Laptop, als mein Phone klingelte. Paul. Mal wieder. Seine letzten Anrufe hatte ich alle ignoriert. Ich wusste ja, dass er manchmal nicht ganz normenkonforme Dinger machte und fand, dass es nicht schaden konnte, wenn ich mich ein wenig von ihm distanzierte. Natürlich nur, so lange ich noch unter Verdacht stand. Nach einer Minute klingelte es immer noch. Nach wie vor zögernd streckte ich die Hand danach aus, mein Finger schwebte schon über dem Ablehnen-Symbol. Dann überlegte ich es mir anders und ging ran. „Ich mache mir Sorgen um dich“, sagte er unverblümt. „Wieso das denn?“, brummte ich, „Mir geht’s gut.“ „Und woher soll ich das bitte wissen? Du gehst seit Tagen nicht an dein Handy!“ „Ich hatte nicht so viel Zeit. Muss gerade ziemlich viel arbeiten.“ „Klar.“ Ich schwieg.

„Du hast übrigens gefehlt bei der Demo neulich. Das war fast schon ein bisschen peinlich, wie wenige wir waren.“

„Kann schon sein. Aber du weißt doch, ich hab eigentlich gar nichts gegen dieses Informationensammeln“, fügte ich sicherheitshalber mit Blick auf mein Smartphone hinzu. Damit hatte ich hoffentlich ausreichend deutlich gemacht, dass die Demo Pauls Überzeugung vertrat, nicht meine. Allerdings sorgte es auch dafür, dass Paul vollends die Beherrschung verlor: „Sag mal, hast du sie noch alle? Merkst du nicht, dass du dich total verändert hast, seitdem du bei diesem blöden Beamten warst? Du bist wie ausgewechselt, du machst nichts mehr, du bist ein verdammt langweiliger Musterspießer geworden!“ „Das stimmt doch gar nicht“, versuchte ich mich zu verteidigen, „Außerdem war da doch gar nichts bei der Polizei. Hab ich dir doch von erzählt.“ „Da war nichts?“, rief er jetzt, „Du hast herausgefunden, dass sie dich überwachen, verdammt! Oder zumindest scheinst du das jetzt zu glauben! Meinst du etwa, das sei Zufall? Meinst du, das ist denen nur so rausgerutscht? Nein, die wollen dich kontrollieren! Weißt du, was der Unterschied zwischen Massenüberwachung und Massenkontrolle ist? Nein? Um aus Überwachung Kontrolle zu machen, muss das Opfer *wissen*, dass es überwacht wird! Oder was glaubst du, warum die USA uns Snowden vorbeischickt hat?“ „Paul, du bist so ein alter Verschwörungstheoretiker“, witzelte ich schwach, „Das glaubst du doch nicht im Ernst.“ „Kann schon sein“, gab er zu, „Aber das ist auch völlig egal, ich weiß jedenfalls, was ich an dir sehe! Du bist doch überhaupt nicht mehr du selbst! Wenn die dir indirekt zu verstehen geben würden, was du machen oder besser lassen solltest, würdest du doch sofort nach deren Pfeife tanzen! So ist das!“ „Du übertreibst“, seufzte ich, „Die wissen schon, was sie tun.“ „Ja, allerdings“, schnaubte Paul. Als ich schwieg, legte er auf. Paul war ohne Zweifel ziemlich sauer auf mich. Dann hatte ich wenigstens ein paar Tage meine Ruhe und konnte mich auf die Arbeit konzentrieren. Ich biss von meinem Sandwich ab, blendete alles andere aus und widmete mich ganz meinem Laptop. Für das Zitat des Tages hatte ich nur ein müdes Lächeln übrig.

Wer die Vergangenheit kontrolliert, kontrolliert die Zukunft. Wer die Gegenwart kontrolliert, kontrolliert die Vergangenheit.

- George Orwell -

Ich schlief schon seit Wochen nicht mehr richtig. Ich war müde. Das unerträgliche Schrillen des Smartphones bohrte sich in die weiche Masse meines Gehirns. Ich hatte gelernt es zu ignorieren. Ohne den Blick vom Laptop zu heben, tastete meine Hand nach der Packung Kopfschmerztabletten. Irgendwo hier musste sie doch rumliegen. Verdammt. Endlich. Ausdrücken. In den Mund werfen. Wasser. Schlucken. Alles ganz automatisch. Ich seufzte. Mit einem leisen Piep sprang meine Mailbox an. „Verdammt, geh ran! Ich bin's, Sabine“ Als ob ich das nicht schon beim ersten Wort gehört hätte. „Geh jetzt ran, ich weiß, dass du da bist!“ Sie klang wütend, und ich war wirklich nicht in der Stimmung, mich mit irgendjemandem auseinander zu setzen. Jetzt knisterte es nur noch in der Leitung. Anscheinend wartete sie darauf, dass ich abnahm. „Na gut, ich geb's auf“, sagte sie dann nüchtern, „Ich wollte dir nur sagen, dass wir uns wahnsinnige Sorgen um dich machen. Du arbeitest von zu Hause aus, du kommst nicht mehr in den Pub, du bist verdammt noch mal nicht mal mehr bei facebook on! Aber okay, ich hab's jetzt kapiert, du willst nichts mehr von uns. Deine Entscheidung. Aber falls du wieder in der Lage sein solltest, zu denken, dann tu etwas! Am besten rufst du mich dann an, aber für den Anfang: tu einfach irgendetwas! Du kannst dich nicht wochenlang verkriechen, du *musst* etwas tun! Sonst wirst du noch verrückt! Ruf mich an.“ Klicken. Ich starrte auf mein Phone. Dann hieb ich mit der Faust auf den Tisch und erschrak vor dem lauten Geräusch. Sie hatte Recht. Ich *musste* etwas tun, bevor ich verrückt wurde. Die Rastlosigkeit und die Untätigkeit sorgten schon dafür, dass ich nicht schlief und nicht wach war. Zeit, das Einzige zu tun, von dem ich die Hoffnung hatte, mich danach besser zu fühlen. Und das Einzige, was ich überhaupt tun konnte.

Mein Herz schlug heftig, als ich ungeachtet der Rufe durch die gleichförmigen Gänge hastete. Ich fühlte mich gut, ich fühlte mich wieder lebendig! Mit einem Knall riss ich die Tür auf, durchmaß den Raum in wenigen Schritten, packte das Männlein am Kragen, zerrte es hinter seinem Schreibtisch

davor und hob es hoch in die Luft. „Weswegen werde ich verdächtigt?“, brüllte ich. Als es mich nur aus vor Schreck noch größeren Augen ansah, schüttelte ich es, sodass ihm seine Brille von der Nase rutschte. „Antworte, verdammt!“ „Ich ... ich weiß es nicht“, stotterte es, während seine Zähne unkontrolliert aneinander klapperten. Wutschnaubend starrte ich ihm in die Tennisballaugen. „Überwacht ihr mich?“, fragte ich drohend und schüttelte es vorsichtshalber noch einmal. Jetzt schwammen ein paar Tränen in seinen Augen. „Ich weiß es doch nicht“, schluchzte es jetzt hilflos. Grimmig stellte ich fest, dass es sich jetzt genauso fühlen musste, wie ich mich die letzten Wochen gefühlt hatte. „Wirklich, ich weiß es nicht“, beeilte es sich zu beteuern, „Ich bin doch nur ein kleiner Beamter, mir hat man auch nichts gesagt.“ „Ach, jetzt lüg doch nicht!“, rief ich, „Überwacht ihr mich oder überwacht ihr mich nicht? Ich will das jetzt wissen, verdammt nochmal!“ „Ich weiß es nicht!“, krächzte es, „Fragen Sie fedpol ... oder den NDB ... oder die NSA oder wen auch immer!“ Den letzten Satz kreischte es. „Lassen Sie mich los, ich kriege keine Luft mehr!“ Es strampelte. Ich ließ es los. Meine Wut war genauso schnell verraucht, wie sie gekommen war, genauso wie meine Energie. Etwas sackte in mir zusammen. Ich fühlte mich nackt und hilflos. Das Männlein war meine letzte Hoffnung gewesen. Für mich hatte es alles verkörpert: den Verdacht, die Überwachung. Für mich war es das einzig Greifbare in dieser Angelegenheit. Das Einzige, dem ich von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen und eine rein hauen konnte, wenn ich wollte. Aber es hatte natürlich recht. Es war auch nur ein einfacher Polizist. Nur ein Beamter, der seine Arbeit machte. Der Beamte tastete sich jetzt auf wackeligen Beinen am Schreibtisch entlang zu seinem Drehstuhl, in dem er erschöpft zusammensackte. Automatisch zupfte er an seinem zerknitterten Kragen und rückte die Brille zurecht, während er mich misstrauisch beobachtete, wie ich lethargisch mitten im Raum stand. Er räusperte sich leise, ich drehte ihm gleichgültig mein ausdrucksloses Gesicht zu. In seiner Stimme schwang fast so etwas wie Freundlichkeit mit, als er mir ein Glas rüberschob: „Möchten ... Möchten Sie vielleicht einen Keks?“

Wieder saß ich am Küchentisch. Ich arbeitete nicht. Meine Hände hatte ich im Schoß gefaltet, vor mir lag mein angeknabberter Erdnusskeks. Draußen war alles voller grauer Männer. Ich wartete. Meine Augen waren auf die gemächlich schreitenden Uhrzeiger geheftet. Ich reagierte nicht, als es klopfte und auch nicht, als die Tür aufgebrochen wurde und weiß gekleidete Sanitäter mit ein paar Polizisten in meine Wohnung drangen. Ich wartete. Einer berührte vorsichtig meine Schulter. „Sie sind tötlich gegenüber einem Staatsbeamten geworden“, erklärte er mir langsam und sanft, „Außerdem vermuten wir bei Ihnen schon seit einer Weile eine schizoaffektive Störung. Wir werden Sie jetzt mitnehmen. Keine Angst, wir kümmern uns um Sie.“ Ich wehrte mich nicht. „Möchten Sie vielleicht ein paar persönliche Gegenstände mitnehmen?“, fragte er, während sein Blick durch die Küche schweifte. „Das Smartphone nehme ich wohl besser erst mal an mich“, stellte er dann fest und ein anderer ließ es in einer großen Tasche verschwinden, in der auch schon ein paar Kleidungsstücke von mir lagen. „Aber vielleicht den Kalender dort?“ Ich löste mich von der Uhr und starrte auf den Kalender.

Jeder Versuch eines Einzelnen, für sich zu lösen, was alle angeht, muss scheitern.

- Friedrich Dürrenmatt -

„Geben Sie ihn her.“, sagte ich ruhig. Vorsichtig legte man mir den Kalender in die kalten Hände und ich zerfetzte ihn in tausend winzig kleine Schnipsel. Dann brachten sie mich endlich, endlich in Sicherheit.